

Der Blick der kleinen Bahnstationen

Laudatio aus Anlass der posthumen Verleihung des Hans-Sahl-Preises 1999 an Jürgen Fuchs Herta Müller

Am Anfang des Romans „Fassonschnitt“ ist das Ich kein Ziviler mehr und noch kein Soldat. Ein Halbwüchsiger, für 1 Mark 60 frisch und sehr kurz Geschorener, geht zur Sammelstelle, um mit dem Zug zur Armee abzureisen. Es ist erst ein Jahr nach der Niederschlagung des Prager Frühlings, und als ob das noch nicht reichte, führt die Reise auch noch an die Grenze, wo Schwur und Pflicht zum Töten werden können. Schon der Weg zur Bahn zeigt, was kommen wird: „Auf dem Einberufungsbefehl steht was von kurzem militärischen Haarschnitt. Und Sie?“

„Ich wußte nicht, was das ist“, sagt Kannengießer halblaut, außer Atem, klein, schleppend, den Kopf zur Seite geneigt. Er schwitzt, sein Koffer ist groß und schwer.

„So, das wußten Sie nicht. Nun, das werden Sie bald für den Rest Ihres Lebens wissen,“ sagte der Genosse Major (Linke). „Wie heißen Sie?“

„Kannengießer.“

Linke dreht den Kopf weg, was wohl heißen soll: „Keine weiteren Diskussionen. Bald sind wir am Ziel, dann sehen wir weiter.“ Diesen Namen wird er sich merken.

Die Blätter der Kastanienbäume liegen braun und trocken auf der Bahnstraße. Die Sonne scheint durch die Schornsteine der Textilfabriken. Es ist Herbst, ein Novembertag, der vierte des Monats, kein Regen, kein Wind. Hoch über den Dächern sind helle, dünne Wolken zu sehen, die keine Ahnung haben. Auf einer kleinen Mauer neben der Tankstelle, gegenüber der Kreisleitung der Partei, zählt ein Junge Kastanien. Ein dicker, kurzer Stock liegt neben ihm. Ein Wurfgeschöß, das er in die Bäume schleudert, wenn keine Fußgänger kommen. Jetzt kommen Fußgänger. Mit Koffern und komischen Augen. Wie Schüler, wie Touristen, wie Schafe, wie Gefangene sehen sie aus. Einer in Uniform hat die Aufsicht, das ist unverkennbar. Er läuft sehr gerade, hält Abstand, weiß den Weg. Ein Güterzug brems oben am Bahndamm, schneidend und schrill. Wechselt einer die Straßenseite? Kehrt einer um und geht seiner Wege? Ein Trabant-Kombi hupt ohne erkennbaren Grund. Jetzt fliegt der dicke, kurze Stock durch die Bäume, berührt einen Ast, schlägt hart auf. Wo ist der Junge? Fortgegangen? Wer weiß. („Fassonschnitt“, Seite 19-20).

Ein Schönwetterherbst wie wir ihn jetzt wieder auf den Straßen haben. In diesem Bild ist er Einberufungs- und Kastanienzeit. Der fleischige Stachelmantel der Kastanien, ihre Kugeln glänzend, glatt, wenn er sie fallen lässt. Sind die jungen Männerköpfe nicht ähnlich, gegen den eigenen Willen getrennt vom eigenen Haar? Hier kriegen es Soldat und Kastanie miteinander zu tun, und die durch den Haarschnitt Zusammengehörenden mit dem allein spielenden Straßenjungen. Wie er seine Kastanien werden sie die Tage zählen. Ohne Vergleich geraten die Dinge ineinander, nur durch die Satzfolge. Scharfe Beobachtungen laufen so nackt wie das Augendrehen. Der Dialog entfernt sich nicht vom Wortwechsel, die Sätze behalten den Redetakt, unterlaufen das gewöhnliche, indem sie ihm zum Frösteln nahetreten. Der Tag, der Monat, der Ort, die Personen - wie gewöhnlich bei Jürgen Fuchs bleibt alles im Besitz seines Klarnamens und jedes bleibt, wie es wirklich passierte. Keine Fiktion im Inhalt, nur Erfindung im Ausdruck. Auf den Fersen der Wirklichkeit trifft der Autor die richtige Wahl der Momente: mal wird erwähnt, mal übergangen. Es wird gestreift oder vertieft, wiederaufgegriffen oder fallengelassen, insistiert oder abgebrochen. Diese spannende literarische Dramaturgie ist dem Erlebten nicht ohne weiteres abzuluchsen, sie muss durch Sprache erfunden und konstruiert werden. Weil dies Jürgen Fuchs so gut gelingt, glaubt man, die Wirklichkeit hat sich in diesen Texten selber aufgeschrieben. Dass die Spracharbeit so unauffällig wird, kommt aus dem Sprachgefühl des Autors. Durch das Sprachgefühl entsteht das Verletzbare im Zusammenhalt der Sätze, dieses lange Schwingen der kurzen Momente, wenn sich ein Bild im Kopf nie-derlässt. Es ist Poesie, wie die Einberufungs- und Kastanienzeit sich berühren. Oder wie der graue Stahlhelm des Offiziers es mit dem kleinen grünen Apfel des Rekruten Pilz zu tun kriegt, „am letzten Tag, als die Abfahrt nahe war“, da sich im Esssaal alle durchs Brot-, Käse- und Wurstschmeißen an einer verbotenen Freiheit berauschen. Nur der kleine grüne Apfel in der Hand von Pilz ist eine Sekunde zu spät, gerade jetzt kommt der Stahlhelm herein: „den Riemen geschlossen, die Pistolentasche geöffnet, und geduckt“, rennt er auf den Apfel zu. Pilz hat noch gar nichts verbochen, er hat erst ausgeholt zum Werfen. Die Handbewegung mit dem Apfel wird aber bestraft, ganz allein für alles, was weggeworfen wie Abfall herumliegt. „Stille. Ducken“, schreibt Jürgen Fuchs, „eine Zurücknahme der Bewegung. Die Wurfgeschosse wurden unauffällig auf die Tische und Teller zurückgelegt, auch fallen gelassen, dicht an den Hosenbeinen vorbei. (...) Käse klebte an den Wänden, Mettwurstringe verzierten die Lampen, Brotschreiben den öligen, grauen Fußboden, Flecken von Margarine Sahna.“

Dann springt die Beobachtung und setzt noch eins drauf: Es ist für alle Beteiligten ein Stückchen freier Nachmittag auf der Uhr, Müßiggang, jeder mit sich zwischen den anderen. Nur Pilz ist abgeführt. Er hat seinen

kleinen grünen Apfel mitgenommen. Keiner denkt mehr an ihn, er wird jetzt für alle gequält. „Wie schnell die Angst kommt“, schreibt Jürgen Fuchs. (...) „Wie viele werden wir gewesen sein? Hundert, hundertfünfzig. Mit Pilz hunderteinund-fünfzig.“ („Fassonschnitt“, S. 16-17)

Jede Angst, die man denkt, macht unterlegen: „Das wußte ich von den Fahnenappellen: Gerade die bewußt-genaue Erfüllung des Auftrags, der formvollendete Gruß, der Arm, der in der Zeitlupe einknickt, die Hand, die an den Körperand federt, die Augen, die starr auf dem Vorgesetzten ruhen - können die Unterwerfung aufheben, weil sie etwas tun ohne das Wichtigste: Ohne Angst.“ („Fassonschnitt“, S. 26)

Angst vor dem grünen, Angst vor dem weißen Apfel, und Jahre, viele sind passe, wenn Jürgen Fuchs im „Handtuchzimmer“ der Gauck-Behörde sitzt, um wie er sagt, die Freunde aus den Akten „zu bergen.“ Er sitzt allein und doch nicht, der Häftling, der er war, stetzt durch sein Gedächtnis: „Im Spion zeigt sich das überwachende Auge, ein Augapfel, den kannst du nicht pflücken.“ („Magdalena“, S. 40)

In die Häftlingszeit gehören auch die mitgebrachten Äpfel beim ersten Gefängnisbesuch seiner Frau. Mögen sie doch, außer Äpfeln, noch etwas anderes bedeuten: „Ich zähle die Äpfel (...) und ermittle den dazu gehörigen Buchstaben in der alphabetischen Reihenfolge. Ohne Erfolg.“ („Vernehmungsprotokolle“, S. 65)

Wie Jürgen Fuchs die Realitätstreue sprachlich durchhält, macht das Gewöhnliche zur Sensation. Überraschend kreuzen sich die Details, so überzeugend nachempfunden, als gäbe es gar kein anderes Auffädeln der Augenblicke, und nur diesen einen Wortlaut, wie er hier steht.

Die Literatur des Jürgen Fuchs dokumentiert emotional, weil sie den Personen aus der staatlichen und privaten, politischen und persönlichen Zeit nachgeht. Seine Porträts fassen viel, sind kompliziert, weil sich der Autor gar nicht vornimmt, sie vom Geschehen zu separieren, sondern die Schauplätze innen einsetzt. Alles aus der Umgebung wird seinen Personen innerlich zu Belang. Auf kleinstem Raum, sparsam im Wort wird die Person vielschichtig. Oft kommen viele Personen zueinander, und jede ist erkennbar. Sie war lange im großen Zusammenhang drin, bevor sie der Autor herausnimmt, ihr den Rahmen für kurze Zeit wegzieht. Dann steht so ein Mensch plötzlich einzeln, von nichts mehr umgeben, eine Weile wie geliehen zum Anschauen im Satz. Denn ein nächster Satz schickt die Person, gebrechlich wie sie ist, in den Zusammenhang zurück, um sie mitten drin noch einmal zu präzisieren.

„Guten Tag, Herr Fuchs, möchten Sie eine Tasse Kaffee trinken?“

„Nein, danke.“

„Ach, Sie glauben wohl, da ist was drin? Na, zu verstehen wäre es, andere Geheimdienste, CIA zum Beispiel, auch die GPU unter Stalin, die haben mit Mittelchen gearbeitet, daran denken Sie sicher. Aber zur Beruhigung, das haben wir gar nicht nötig, wir haben nämlich Zeit. Sie werden noch bemerken, welche Rolle das spielt.“ (...)

Posten bringt Kaffee.

„Der Kaffee ist für Sie.“

„Nein, danke.“

„Trinken Sie nur, is nichts drin, und wenn, ist es eine Erfindung des Klassenfeindes.“ (Lacht.)

(„Vernehmungsprotokolle“, S. 33)

Wie eine Theaterszene hat Jürgen Fuchs das aufgeschrieben. Beim Lesen inszeniert man und fragt sich: Hat der Vernehmer einen schwachen Moment, nicht mehr alle Tassen im Schrank, wenn er mit dem Häftling eine Tasse Kaffee trinken will. Hat er gute Laune, oder will er den Häftling beobachten beim Wort Gift, das er im Diminutiv des Größenwahns „Mittelchen“ nennt. Er probiert das Geschmeidige, um den Häftling zu ekeln. Weiß er, dass die Tasse nicht aus Angst vor Vergiftung abgelehnt wird, sondern aus der Verweigerung der Intimität, die sich ergibt, wenn zwei miteinander Gleiches tun: Die Verdoppelung der Gesten wird zurückgewiesen, das gleiche Hantieren mit gleichen Tassen, das gleiche Krümmen und Strecken der Finger beim Heben und Hinstellen. Das Mundöffnen, leichte Schlürfen, das Hüpfen des eigenen Kehlkopfs genau wie beim Vernehmer - all das lässt der Häftling an sich selber nicht zu und will es am anderen nicht sehen.

Der Vernehmer hatte alle Tassen im Schrank, nicht nur alle Kaffeetassen, sondern noch ganz anderes Geschirr. Das unsichtbare der „Fotetermine“, das Erbrechen, Übelkeit und Schwächzustände verursachte. Dieses Geschirr meinte er mit dem Satz: „...wir haben es gar nicht nötig, wir haben nämlich Zeit.“

Im Stasi-Gefängnis Hohenschönhausen gab es nach 1989, als Mielke „seine eigenen Gebäude kennenlernte“, wie Jürgen Fuchs sagt, Besichtigungsrundgänge. „Busse fahren vor, Journalisten, Politiker... wollten mal gucken. Ich bin mitgetrabt, ein Herr mit Schlüsselbund gab Erläuterungen, ein Angestellter, ein Verwalter, kein ehemaliger Häftling. Kurz sah ich in meine Zellen hinein, 107, 106, 332, 306, 307, 117, sehr kurz, nur ein Blick. Ein Mann im blauen Kittel öffnete die Tür zum Vernehmertrakt, ich wollte daß er aufschließt. Er sah mich nur kurz an, nur ein Lidschlag (...). Wir kannten uns nicht, aber erkannten einander. Du bist einer von der anderen Seite, dachten der eine, der andere.“ („Magdalena“, S. 131)

Und eine Seite später ist man dann außerhalb der Wände und liest: „Ein Mann stand noch im Hof mm, hielt sich abseits. Du warst drin, fragte ich. Er nickte, wir kamen ins Gespräch. Detlef Grabert hieß er. (...) Was hast du gemacht, fragte ich, er zögerte (...) eine Scheune sollte ich angezündet haben als junger Kerl, Sabotage, Brandstiftung wurde mit unterstellt, was Kriminelles, du weißt, wie das geht, wie sie es machen. (...) Ja, sagte ich. Hast du sie angesteckt? Nein, sagte er. (...) Ich war so ein frecher, Kofferradio, laut Rias hören und nach Westberlin fahren (...)“.

Die Geschichte geht weiter. Wie in den vorherigen Beispielen die wirklichen Kastanien und der wirkliche kleine grüne Apfel ins Surreale steigen, tritt aus dem Nichts ein wirkliches Kätzchen mitten ins Bild: „(...) der klimatisierte Reisebus kurvte leise an uns vorbei, federte über das Pflaster, entschwand. (...) Mit einem Summton begann sich das große Tor zu schließen. In der Wache, hinter einer Glasscheibe, saß der Kittelmann, er lächelte, hielt das Tor kurz an, eine Katze wollte noch hinein. (...) Schluß für heute, das Publikum ist weg, das Kätzchen drin, da stehen noch zwei Ehemalige.“ („Magdalena“, S. 131-133)

Wenn Jürgen Fuchs erzählt, wird das Banale erregbar, jede Winzigkeit hat einen antastbaren Nerv.

Im „Fassonschnitt“, auf einer Bahnreise zum Grenzregiment, beobachtet Jürgen Fuchs im Gesicht des Offiziers den „Blick der kleinen Bahnstationen“. Mir ist diese Formulierung nicht mehr aus dem Sinn gegangen. Ich habe sie dem Offizier wegnehmen und Jürgen Fuchs zurückgeben müssen. Denn es gibt für seine sinnlichen Beobachtungen keinen besseren Ausdruck als „der Blick der kleinen Bahnstationen.“ Außer dem genauso guten, der auch von ihm selber ist, und auf der ersten Seite seines letzten Buches „Magdalena“ steht: „Der aktuelle Augenblick zeigte seinen Größenwahn.“

Ja, es ist der Größenwahn der Stille, wenn sich dem Häftling auf der harten Pritsche in den stillen Schädel das vor Zartheit beklemmende Porträt seiner Frau stellt. Wenn er sich dieses Porträt in den eigenen Mund sagt, hat man Angst beim Lesen, dass die Zunge diesem Einsamen zur Schiefertafel mit weißer Schrift wird: Ein Satz für die Geliebte, ein Satz für die Aufseherin. Eine Gratwanderung, im Text optisch gekennzeichnet: Die er liebt, kriegt bei jedem Erwähnen Anführungsstriche, und die sehen beim Lesen auf einmal wie Wimpern aus. Der anderen Frau, der Bewacherin, gehören die Balken zwischen den Sätzen. Die Abwechslung zwischen Wimpern- und Balkensätzen ist wie das Klapp-Klapp der Schritte auf dem Gang. Die Störung der intimen Gedanken im Kopf durch die Schritte im Gang ist dem Text ohne einen Buchstaben anzusehen. Man muss den Text anschauen und beim Vorlesen vielleicht mit zwei Stimmen sprechen, oder doch nicht, im Text ist es nur eine, in sich selber zwischen Wimpern und Balken verschiedene Stimme:

„Am schönsten ist L., wenn sie zögert/Veine Frau steht im Gang/ „am schönsten ist L.'V eine Frau steht im Gang und trägt eine Uniform/ „wenn sie zögert'/ eine Frau steht im Gang und ist ein Posten/ „am schönsten ist L., wenn sie zögert'/ eine Frau steht im Gang. („Vernehmungsprotokolle“, S. 102)

An anderer Stelle sagt der Autor es deutlich, spricht von der „Verelendung der Liebe“ in den Zellen, von den Ersatzhandlungen durch erzwungene Homosexualität und Selbstbefriedigung: „Darüber spricht man nicht: Das vom Posten beobachtete Krämpfen unter der Bettdecke, das verzweifelt einer kleinen Entspannung entgegenhastet und nicht gesehen werden will.“ („Vernehmungsprotokolle“, S. 102)

Von den „Vernehmungs“- und „Gedächtnisprotokollen“ über „Fassonschnitt“, „Das Ende einer Feigheit“, über die Essays bis zu „Magdalena“ - eine so kompakte, zuverlässige ethische Haltung verbindet die Bücher von Jürgen Fuchs, dass die Sätze, wenn man sie aus verschiedenen Büchern durcheinander zitiert, einander begründen. Sie sind füreinander geschrieben und stellen eine klare Bedingung: persönlicher Anstand. Mir kommt, wie sie das tun, so intuitiv vor, wie die Großmutter ihren Brief schreibt, als ihr Knkel Grenzsoldat wird: „Auch wenn du zur Armee gehen musst, lieber Jürgen, du darfst nicht töten.“ Weil sie ihr Enkelkind auch nach der Armee lieben will, hat diese Bäuerin aus dem Erzgebirge für diese Liebe ganz pragmatisch ihre Bedingungen gestellt und einfach mitgeteilt.

Aus der Statistik weiß man heute, alle zehn Tage wurde ein Flüchtender von Grenzern getötet. Man muss heute sagen, alle zehn Tage hat mindestens einem Soldaten so ein Brief gefehlt.

So ein lakonischer, kurzer Brief hat eine Langzeitwirkung. Er ist noch Jahre später gültig, als der Soldat verjährt und zum Staatsfeind und Häftling geworden ist. Sein Mithäftling, ein Spitzel, macht „Zellenkrieg“, ganz wie die Stasi ihn lehrte. Er will die Selbstbeherrschung seines Gegenübers kippen, betreibt lückenlos die Ausreizung seines Stillhaltens. Es wäre fast gelungen, dass die Bedingung der Großmutter, diesmal ganz ohne Waffe, mit bloßen Händen missachtet wird: „An einem warmen, sonnigen Tag, die Zelle war ein schweigender Käfig voller Gewalt und Instruktionen, wollte ich töten. Ich setzte mich auf, legte ein Buch weg, stützte mich auf die Pritsche, sah ihn an. Da sah ich die Angst in seinen Augen. Die Angst war ein leerer Augapfel an einem starken Stamm.(...) Der Tod war in die Zelle gekommen. Da erschrak er. Da erschrak ich. Vor diesem warmen, sonnigen Tag habe ich Angst“, schreibtjürgen Fuchs spät, es ist bereits die Zeit der Gauck-Behörde: „Etwas sehr Nahes kam ins Handtuchzimmer. Davon wußten andere nichts.“ („Magdalena“, S. 288)

Es ist bereits die Zeit des Überblicks: „Auch einige Tote schwammen neben uns, man konnte sie wegdrücken, aber sie kamen immer wieder hoch. Katjas Schwester Eva, Lilos Mutter, Matthias Domaschk, Peter Breitlich.“ („Magdalena“, S.13) Do-maschk wird grundlos von der Stasi aus dem Zug gefischt, ins Auto gesteckt, in die Irre gefahren, verhaftet, ausgequetscht und zu Geständnissen gepresst. „Steig nicht ein Matthias. Sie machen Tempo und planen was“, schreibt Jürgen Fuchs. Matthias Domaschk wird erhängt gefunden. Niemand weiß, wie es geschah. „Du bist eingestiegen, Matthias“, bedauert Jürgen Fuchs. Es ist eine der gehetztesten, leidenschaftlichsten Geschichten im Roman „Magdalena“.

Sich selber töten, getötet werden, den anderen töten. Letzteres, wie Jürgen Fuchs gesteht, dem Töten des anderen auf Haaresbreite nahe gewesen zu sein, hat mich überwältigt. Und das Porträt des Mithäftlings: „Im Handtuchzimmer, als die Akte auf dem Tisch lag, sind plötzlich alle Geräusche wieder da, die Schritte des Postens auf dem Gang... der Mithäftling, der Geruch seines Pfeifentabaks, wie seine Brille aussah, sein Oberkörper, das Knastunterhemd, der Trainingsanzug (...), wie er seine Hände bewegte, den Kopf hielt, die gelichteten Haare kämmte vor dem Spiegel.“ („Magdalena“, S. 287) Ich ahne beim Lesen so viel über diese Person, weil der Autor es beim Aufzählen belässt und nichts beschreibt, weder Hände, noch Habseligkeiten. Er lenkt nicht mit Eigenschaften ab, es geht ihm um einen anderen Stich: die Nähe zum Töten, wie schnell es gehen kann, wenn jemand gedemütigt, viel zu lange zahm geblieben, und nicht im letzten Moment vor sich selber erschrocken ist.

Jürgen Fuchs hat seine Sprache am Erschrecken vor sich selbst gemessen. Und parallel dazu erfahren müssen, dass die Staatssprache nur zitiert werden kann, dass jedes hinzugefügte Wort sie mildert, und einer Vorstellung beikommen will, die man nicht aushält. Jürgen Fuchs zitiert aus der Innensprache der Stasi aus dem Abschlussbericht über „Schädigung durch Beibringungen radioaktiver Stoffe.“

„Hohe kriminalistische Relevanz durch Fehlen eines Sinnesorgans für die Wahrnehmung, Manifestierung irreversibler Schäden bereits während der langen Latenzzeit und effektive Dosen bereits im Mikro- bis Milligrammbereich!“ Hinter Milligrammbereich steht ein Ausrufezeichen. Zwischen „hohes Verschleierungspotential“ und „Beschaffung durch Diebstahl/ illegalen Erwerb aus kerntechnischen Anlagen“ liest man die Krankheit, an der Jürgen Fuchs gestorben ist: „zu Siechtum führende Blut/ Knochenmark-schäden und Krebs entsprechend der kritischen (Ziel)Organe.“ („Magdalena“, S. 410-411)

Das zitierte Dokument ist vom „5. Oktober 1987, Auftraggeber: Humboldt-Universität zu Berlin, Sektion Kriminalistik“.

„Muss man eine Erfahrung zweimal machen?“, fragte Jürgen Fuchs. Und antwortet: Ja, bis man es weiß. Bis du weißt, warum du mitmachst.“ Dann dreht sich das Rad mit den Varianten:

„Was sie aus dir machen.“

„Was du aus dir machst.“

„Was du aus dir machen läßt.“

„Was du mit anderen machst.“

„Was andere mit dir machen.“ („Das Ende einer Feigheit“, S. 12)

Varianten, als ginge es um die Grammatik des Verbs. Aber es geht um die Verhaltensgrammatik des Ich, und Du, und Dir und Sie - des Subjekts. Diese Grammatik, in der jede Tat mit ihrer Bewertung einhergeht, hat Jürgen Fuchs nie vernachlässigt. Er hat andere daran messen müssen, weil er zuallererst sich selbst daran gemessen hat.

Er hat sich dadurch wie kaum jemand sonst exponiert. Viele Leute müssen ihn auf sich beziehen. Von den Einigen, in deren Namen er spricht, (zu denen ich mich zähle), wird er bewundert. Von den Anderen, die seine Wahrheit nicht aushalten, gehaßt und verleumdet. Die Einigen bestätigt er im Eigenen, den Anderen ver-rutscht die Lebenslüge samt fix eingerichteter Rechtfertigung. Für beide Seiten wurde Jürgen Fuchs zum Symbol. Und beide Seiten sprechen oft über die politische Person Jürgen Fuchs, aber selten von der Qualität seiner Literatur.

In der großen Dringlichkeit der Verhaltensgrammatik, wie sie in seinen Büchern steht, ist das Literarische ins Abseits geschoben worden. Den Gehässigen konnte das nur Recht sein. Den Bewunderern reichte es auch so. Jürgen Fuchs mußte es kränken.

Seine Literatur ist Sprachkunst mit dem „Blick der kleinen Bahnstationen“, persönlich emotionale Nahaufnahme des einzelnen Lebens im Sozialismus. Die Texte belehren nicht, aber sie vergrößern die Augen. Man kann ruhig sagen, sie erziehen. Wer ins äußere und Innere von Macht und Ohnmacht schauen will, wird sie lesen müssen.

Jürgen Fuchs wollte sich nie mit Erfindungen verkleiden. Er hat das geschrieben, was George Arthur Goldschmidt „Autofiktion“ nennt, seine Erfahrungen als literarisches Thema gewählt und sie beglaubigt, in einer Sprache, wie sie steht über das wirklich erlebte Schweigen: „Vielleicht nach dem fünfzigsten Verhör begann das Schweigen. Nach innen führt ein seltsam gerader Weg, er hat Farben und Töne, es ist ein Auf-

und Abstieg." („Magdalena", S. 71)